

ters aus seinen Briefen, die geistige Wandlung Rilkes sichtbar macht. Was kann der Rilke der ersten Periode (1875 bis 1902), „der träumende Betrachter“, harten Tatmenschen von heute bedeuten? Auch der „wache Beobachter“ der zweiten Periode (1902—1910), der „die Dinge einfach feststellt, ohne sie zu beurteilen“, ist jungen Menschen, die leidenschaftlich bejahen und verneinen, zu sachlich. Endlich der „Liebende“ der dritten Periode (1910—1926), der „Herzwerke“ tun will, mag den nüchternen Menschen von heute zu „mystisch“ erscheinen. J. B. Schoemann S. J.

Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort. Von Dr. Hermann Ammon. II. Teil: Von Luther bis zur Gegenwart. Dritte, neubearbeitete Auflage. 8° (248 S.) Bonn 1933, Dümmler. Kart. M 4.—

Die bis auf die letzten literarischen Ereignisse fortgeführte Literaturgeschichte soll vorwiegend praktischen Zwecken dienen. Wenn sie deshalb auch nicht eine zusammenhängende Literaturgeschichte überflüssig machen kann, so greifen die gestellten Fragen doch das wichtiger Scheinende heraus und gestatten zusammen mit der angeführten Literatur eine gewisse einführende Orientierung über ein weitverzweigtes Gebiet.

H. Fischer S. J.

Die Bedeutung des Schicksals bei Hölderlin. Von Dr. Willi Fr. Könitzer. 8° (VII u. 148 S.) Würzburg 1932, Triltsch. M 3.—

Die Doppeldeutigkeit in der Angabe des Themas umschließt den Versuch, die Eigenart des Schicksalsbegriffes im Hölderlinschen Gesamtwerk religiös-ästhetisch-mythisierend zu deuten, in bewußter Gleichsetzung mit dem persönlichen Lebensgeschick des Dichters. Aus wahrer Verehrung und echter Zuneigung erwachsen, soll und kann das nur Bekenntnis und Verkündigung sein. Nach der Deutung Könitzers ist als Ausgangspunkt und bleibende Mitte für Hölderlins Schicksalsbegriff das lebendige religiöse Bewußtsein anzusehen. Aus dem Erleben eigenen Schicksals enthüllt sich dem Dichter Schicksal überhaupt als bestimmter und zugleich bestimmender Lebensinhalt, als das Maß des Lebens. Es nicht zu verfehlen, sondern rein zu

bewahren, kostet den Preis der Loslösung von der gottwidrigen Materie. Schicksal, so gefaßt, als Macht, Grenze und Maß des Lebens wird erkannt von Hölderlin dem Suchenden als Ahnung, von ihm dem Werdenden als Erkenntnisbesitz und Bewußtsein, von dem sich seiner Aufgabe Bewußten als Verkündigung; nur daß er in diesem Prozeß bis zum Ende Werdender und Ringender geblieben ist. Wenn er auch nicht Knecht seines Dämons wurde, Priester seines Theions zu sein, ward ihm vielfältig verwehrt.

Sehr gut wird der religiöse Untergrund deutlich gemacht, allerdings ohne daß dem Verfasser die Möglichkeiten einer Deutung ins Christliche zur Verfügung ständen. Die übertriebene Angst vor schematischer Verflachung in das begrifflich Klare birgt die Gefahr, nicht immer auf die tiefer liegende Problematik einzugehen und oft die Aporien nicht anzudeuten. So an der Stelle, wo von der Möglichkeit und Art einer christlichen Tragik zu sprechen wäre. Die statt jeder Verbegrifflichung gewählte Art des Vergleichens mit außerhölderlinischen Erscheinungsformen des Schicksalsbegriffes in der griechischen Tragödie, bei den deutschen Klassikern und bei Shakespeare bringt, wenn es mehr sein soll als Grenzbezeichnung, Orientierung aus wesensfremdem Material in die Eigendeutung hinein. Recht gut gelungen ist der Durchblick durch die wichtigere Hölderlinliteratur, deren Wertung von der Linie Hellingrath-Gundolf her bestimmt ist. Mehr als Könitzer es wahrhaben möchte, läßt sich Beeinflussung durch Böhms große Biographie feststellen. Man braucht mit dem Verfasser nicht die vorgetragene Lösung als selbständig-neue oder einzige anzusehen, eine große Menge anregender, feinsinniger Erkenntnisse verliert nicht ihren Wert. Einigermassen befremdend und zweifelerregend wirkt es allerdings, daß gerade sehr klare und eindeutige Gestaltungen Hölderlins nicht in der Richtung der gefundenen Lösung liegen sollen, daß z. B. Hyperions Schicksalslied Unhölderlinisches enthalte.

Hölderlin war zu stolz, um in der selbstlosen Demut noch heilige Größe erblicken zu können, als Grenze schien sie ihm der Tod seiner dichterischen Bewegung. Und er war zu zart und zu

fein, um die Hingabe an das Schicksal, den Bund mit dem Gott der Zeit und seines Lebens unwiderruflich zu vollführen oder auch nur zu ertragen. Die Versöhnung des äußern mit dem eigenen innern Schicksal wurde für Hölderlin zur Auflösung des bestimmten individuellen Schicksals in die Schicksalslosigkeit der Selbsterlösung. Jenes Letzte, vor dem menschlich allerdings nur Schweigen und Verstummen sich ziemt, weil ein anderer das Wort ergreift, das Werk zernichtet und sein Zeichen, Stern und Kreuz der Erlösung, am Himmel still aufrichtet. H. Fischer S. J.

Musik

Erklärung des Kyriale nach Text und Melodie. Von P. Dominicus Johnner O. S. B. (128 S.) Regensburg 1933, Pustet. Kart. M 2.50

Der um die Choralerziehung hochverdiente Verfasser hat neben seiner grundlegenden „Neuen Schule des gregorianischen Choralgesanges“, die in 6., erweiterter Auflage vorliegt (Regensburg 1929, Pustet), uns bereits die „Sonn- und Festtagslieder des Vatikanischen Graduale“ geschenkt (2. Aufl., ebd. 1933). Dieser Erklärung eines Teiles der Propriumsgesänge schließt sich nun vorliegendes Werkchen an als eine Einführung in Geist und Form der Ordinariumsgesänge. Es erklärt zunächst die einzelnen Teile des Kyriale, das Kyrie, Gloria, Credo usw. mit kurzgefaßten, aber inhaltlich sehr reichen geschichtlichen und liturgisch-asketischen Gedanken, die in sich schon eine dankbare Quelle für Betrachtung und Predigt sind. Doch auch die musikalische Auswertung kommt nicht zu kurz; sie wird aber noch besonders ausgestaltet im 2. Teil, wo die einzelnen Messen im Zusammenhang dargestellt werden. Den Schluß bilden praktische Winke über die Pflege des Volkschors, der ja in erster Linie sich an das Ordinarium Missae halten wird.

Georg Straßenberger S. J.

Beethoven im Spiegel der zeitgenössischen rheinischen Presse. Von Dr. Eugen Brümmer. (VII u. 108 S.) Würzburg, Verlag Konrad Tritsch. Kart. M 3.60

Wir gewinnen lehrreiche Einblicke in das damalige rheinische Zeitungswesen,

das zunächst unter französischem Druck sehr geknebelt war, dann aber unter der preußischen Zensur „sich in die napoleonische Zeit zurückversetzt fühlte“, wo „in den Zeitungen kein Satz vor dem Rotstift des Zensors mehr sicher war“, was „der Presse politisch ein farbloses, gleichmäßiges Aussehen gab“. Das Thema selbst wird gründlich behandelt und zeigt vor allem die vorwiegend romantische Auffassung von Beethovens Kunst durch seine Zeitgenossen sowie das wiedererwachte Gefühl für deutsche Kunst und den Stolz der Rheinländer, Beethoven den Ihrigen nennen zu dürfen. Begrüßen würde man es, wenn statt der nichtssagenden Angaben „I., 2. usw. Kapitel“ Sachüberschriften (wie im Inhaltsverzeichnis) auch vor dem jeweiligen Abschnitt zu finden wären.

Georg Straßenberger S. J.

Schöne Literatur

In Spiegel und Gleichnis. Bilder und Gedanken. Von Romano Guardini. 8° (320 S.) Mainz 1932, Matthias-Grünwald-Verlag. Geb. M 4.75

Wie man durch die Welt als Spiegel und Gleichnis der Gotteswirklichkeit voll Staunen und Verwundern und immer neuer, frischer Freude gehen kann, so blättert man und liest, geht vor und zurück durch die Bilder und Gedanken des Buches. Es eint Tagebuchstücke, die uns mit auf die Reise nehmen in die Klarheit des Südens und in den Duft deutscher Wälder und Wasser, es schenkt Übertragungen aus der Heiligen Schrift, aus den Gebeten heiliger Menschen, Gedanken über Gott und seine Offenbarung, über lichte und dunkle, starke und zarte, große und kleine Dinge zwischen Himmel und Erde und Menschen.

Als Grund für die Herausgabe nennt Guardini „das Bewußtsein, daß in all der Zufälligkeit dieser Skizzen doch etwas Einheitliches lebt und sein Wort sprechen möchte“. Dies Einheitliche ist die Kraft schauenden Auges, liebenden Glaubens und gestaltenden, zeugenden Geistes, durch die hier menschliche Sprache strahlender Spiegel und erfülltes Gleichnis wird für die Dinge, die selber wieder Spiegel und Gleichnis der göttlichen Wirklichkeit sind. H. Kreutz S. J.